Nr. 141. 3. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Der Abonnementspreis beträgt: durch die Post bezogen (Nummer des Postzeitungs 2556) ohne Bringegeld vierteljährlich ℳ 4,20; durch die Kolporteure wöchentlich 36 ₰ frei in's Haus.
Verantwortlicher Redakteur: Otto Stolten in Hamburg.

Mittwoch, den 19. Juni 1889.

Anzeigen
werden die fünfgespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 25 ₰ berechnet.
Anzeigen-Annahme in der Expedition, sowie sämmtlichen Annoncen-Büreaus.
Redaktion und Expedition: Große Theaterstraße 44 in Hamburg.

Von der Weltbühne.

Dem **Bundesrath** sind vom Reichskanzler zwei Anträge zur Ergänzung und Abänderung des Betriebsreglements für die Eisenbahnen Deutschlands zugegangen. Erstens sollen zu den Sprengstoffen, welche unter besonderen Bedingungen auf den Eisenbahnen befördert werden dürfen, gehören: Patronen aus dem sogenannten Dewivier'schen Sprengstoff (einem Gemenge von Ammoniaksalpeter und Mono- oder Dinitronaphtalin). Zweitens soll folgende Vorschrift eintreten: Zum Schutze der Ventile an den Behältern müssen Kappen aufgeschraubt sein. Auf dem oberen Theil der Kappen ist ein Kranz fest aufzuziehen, der nach außen viereckig ist und über den Umfang der Behälter derartig hervorragt, daß jedes Rollen der Behälter verhindert wird; die Schutzkappen und Kränze müssen aus demselben Material, wie die Behälter selbst gefertigt sein. Der Termin des Inkrafttretens dieser Aenderungen ist offen gehalten.

Gegen das Reichstagswahlrecht wird von Hamburg aus eine anonyme Broschüre verschickt. Der Verfasser meint, nach der „Freis. Ztg.“, daß, wenn man das aktive und passive Wahlrecht vom fünfjährigen Domizil in den betreffenden Bundesstaaten abhängig macht und außerdem die Volksvertretungen in den Einzelstaaten als Wahlkörperschaften für den Reichstag hinstelle, es dann möglich wäre, Herrn Adolph Woermann noch einmal in den Reichstag zu bringen.

Sonst nicht?

Zur Schweizerfrage bringt die „Nordd. Allg. Ztg.“ folgende, durch besonderen Druck noch hervorgehobene Mittheilung: „Am 13. d. M. haben der deutsche und der russische Botschafter dem Vorstand des schweizerischen Auswärtigen Departements eine amtliche und schriftliche Eröffnung gemacht, in welcher sie ihren Beschwerden über den Mißbrauch des der Schweiz zugestandenen Rechtes auf Neutralität und über die Nichterfüllung der damit verbundenen Pflichten von Seiten der schweizerischen Behörden Ausdruck geben.“

„Die deutsche Regierung erfreut sich darnach bei diesem Vorgehen nur russischer Sympathie“, bemerkt die „Freis. Ztg.“ dazu.

Zum internationalen Arbeiterkongreß in Paris berichten die Unterzeichneten im „Berl. Volksbl.“:

„Eine Reihe von Anfragen zeigen uns, daß von mancher Seite die früheren Mittheilungen über den Kongreß nicht beachtet wurden.

Wir wiederholen also: Jeder, der den Kongreß besuchen will, muß im Besitze eines Mandats sein, welches entweder durch das Büreau einer Versammlung (Volks-, Arbeiterversammlung oder Kongreß), in welcher der Betreffende gewählt wurde, unterzeichnet sein muß, oder falls solche Versammlungen aus irgend einem Grunde nicht möglich sind, eine größere Zahl von Unterschriften derjenigen Personen enthalten muß, die den Betreffenden als ihren Vertrauensmann betrachten.

Die Dauer des Kongresses ist auf eine Woche berechnet; derselbe beginnt am 14. Juli. Die Dauer der Abwesenheit, einschließlich der Reise, wird auf mindestens 11–12 Tage anzusetzen sein.

Der tägliche Verbrauch in Paris stellt sich auf ungefähr ℳ 12.

Die Reisekosten, von Berlin oder Dresden berechnet, und die Benutzung eines Rundreisebillets dritter Klasse bis zur Grenze in Betracht gezogen, stellen sich, ausschließlich der Zehrkosten unterwegs, auf ca. ℳ 100. Im Ganzen reichen, von den erwähnten Orten aus berechnet, ℳ 250 Spesen, ausschließlich etwaiger Vergütung für Zeitversäumniß.

Um allen Betretern sicher Quartier beschaffen zu können, werden dieselben ersucht, spätestens bis zum 20. d. ihre Namen und Adressen an einen der Unterzeichneten zu senden.

Es besteht die Absicht, die Reise nach Paris von einer Station an der Grenze, welche als Sammelpunkt dient, gemeinsam zu unternehmen; es empfiehlt sich also auch schon aus diesem Grunde, die Anmeldung bei einem der Unterzeichneten rechtzeitig zu bewirken.

Zeit und Ort der Zusammenkunft an der Grenze, wie Mittheilungen über die am besten einzuschlagende Reiseroute, werden an die Angemeldeten spätestens am 1. Juli durch Rundschreiben versandt.

Alle Arbeiterblätter werden um Abdruck dieser Mittheilungen ersucht.

A. Bebel, Dresden-Plauen. W. Liebknecht, Leipzig-Dorndorf.“

Ein Nachklang vom Bergarbeiterstreik in Rheinland-Westfalen liegt in folgendem Aufruf aus Gelsenkirchen vor: „Arbeiter und Bürger! Aus Anlaß des Bergmannsstreiks wurden in hiesiger Stadt vor ca. 3 Wochen die Delegirten Jakob Brobam, Aloys Franke, Wittkopp und Eichenröder ohne Angabe des Grundes verhaftet. Eichenröder ist vor einigen Tagen wegen Verstoßes gegen § 153 der Gewerbeordnung zu 3 Monaten Gefängniß verurtheilt. Die übrigen drei konnten gegen Abgabe des Versprechens, sich jeder politischen und gewerkschaftlichen Agitation zu enthalten, freikommen. Dieselben haben jedoch auf eine derartige Freilassung verzichtet. Die vier Familien mit insgesammt 16 Kindern gehen der Noth und dem Elende entgegen. Die hiesigen Arbeiter, durch den Streik in die bedrängteste Lage gekommen, sind nicht im Stande, die betreffenden Familien genügend zu unterstützen. An Euch, Ihr Bürger und Arbeiter, dringt deswegen die Bitte um Unterstützung. Laßt nicht diejenigen, welche in selbstloser Aufopferung für die Solidarität der Kollegen und der gewerkschaftlichen Organisation gestritten haben, dem Hungertode entgegengehen. Trage Jeder sein Scherflein dazu bei, selbst die kleinste Unterstützung wird dankend entgegengenommen. Gelsenkirchen, 12. Juni 1889. Nikolaus Kleer.“

Die „Frkf. Ztg.“ schreibt:

„Die lakonische Drahtmeldung, welche ultramontane Blätter letzten Sonnabend aus dem Saarrevier brachten: „Es droht in einigen Gruben (Friedrichsthal, Altenwald, Sulzbach) ein **neuer Bergarbeiterstreik** auszubrechen“ — scheint sich glücklicherweise nicht zu bestätigen. Wenigstens sind weitere Meldungen von derselben Seite und Beglaubigungen von anderer ganz ausgeblieben. Hoffentlich hat also die Bevölkerung um die königlichen Gruben an der Saar nicht neuerdings unruhige Zeiten durchzumachen. Begreiflich ist dagegen die Entstehung einer derartigen Alarmnachricht recht wohl. Die Verfügung jener königlichen Grubendirektion, welche für ihre Arbeiter das Versammlungs- und Vereinsrecht so gut wie aufhob, mag genug böses Blut im Bezirk gemacht haben, und die Blätter aller Richtungen verurtheilen nunmehr auch unter Wiedergabe unserer diesbezüglichen Meldung das Vorgehen der staatlichen Bergbehörde an der Saar. Zu verwundern bleibt auch, daß gar keine Anstalten getroffen werden, einige der mißliebigsten Beamten im Interesse des sozialen Friedens zu entfernen. Zu Beginn der Streikbewegung hielt man dies allgemein bis hoch hinauf für nothwendig, und wenn in Westfalen ein zu wenig schneidiger Oberpräsident einem strammeren Nachfolger hat weichen müssen, so durften Zugeständnisse an die Hauptbeschwerden der Arbeiter bezüglich der Personalverhältnisse in den staatlichen Gruben des Saarreviers als eine Art Ausgleich umsomehr erwartet werden. Man sieht aber hieran, was es mit der konservativen Forderung einer Verstaatlichung der Bergwerke im angeblichen Interesse der Arbeiter für eine Bewandtniß hat. Wäre von einer Verstaatlichung wirklich Etwas für die Arbeiter zu hoffen, so müßte doch zunächst auf den vorhandenen staatlichen Gruben noch gar Manches geändert werden. Da dies nicht geschieht und da in Folge dessen neuerdings wieder Alarmnachrichten auftauchen können, wie diejenige, von welcher wir her ausgingen, so darf die konservative Forderung eben wieder einmal nur als Armuthszeugniß für die gouvernementale Sozialpolitik auf dem Gebiete des wirklichen Arbeiterschutzes und als Beruhigungsmittel zur Maskirung des Ausbleibens durchgreifender Maßregeln innerhalb der bestehenden Verhältnisse aufgefaßt werden.“

Ein Berliner Wanderzettel, der sich in verschiedenen Blättern findet, die ihre Nachrichten aus offiziösen Quellen beziehen, lautet: „Mit nicht geringer Spannung sieht man in den betheiligten Kreisen dem Ergebniß der Erhebungen entgegen, welche über den Ausstand der Bergwerksarbeiter in den verschiedenen Kohlengebieten, namentlich in Westfalen, angeordnet worden sind. Es verlautet, daß auf Grund der erwarteten Berichte weitere Maßregeln angeordnet werden sollen. Die Angabe, wonach eine Verstaatlichung des Kohlenbergbaues in's Auge gefaßt wäre, ist bereits offiziös widerrufen worden, wir können hinzufügen, daß innerhalb der Erörterungen über Maßnahmen zur Vorbeugung der Wiederholung der jetzigen Mißstände und Abwendung der schweren wirthschaftlichen Nachtheile durch Streikbewegungen im Bergbau von einer Verstaatlichung überhaupt nicht die Rede war; allerdings hat eine Untersuchung der durch die letzte Streikbewegung herbeigeführten wirthschaftlichen Nachtheile zu wahrhaft erschreckenden Ergebnissen geführt; der größte Theil des Schadens trifft den Staat, doch auch die feiernden Arbeiter tragen einen Nachtheil davon, der jede ungefähre Schätzung weit hinter sich läßt. Es gilt als zweifellos, daß dem nächsten Landtage vielleicht anläßlich des Etats über die Bergwerksverwaltung, vielleicht aber auch durch besondere Schritte der Regierung umfassende Mittheilungen über den Streik zugehen werden.“

„Wer da?“ Nicht lange nach dem Hinscheiden Kaiser Friedrichs erschien auf dem deutschen Büchermarkt eine Broschüre, deren Verfasser sich nicht nannte und der sich auch bis jetzt nicht genannt hat. In dieser Broschüre, die den Titel: „Auch ein Programm aus den 99 Tagen“ trägt, wird der Kaiserin Friedrich Landesverrath vorgeworfen. Daß sich keine Polizeibehörde fand, diese Schmähschrift zu verbieten, kein Staatsanwalt, der gegen den Verleger der Schrift Strafantrag stellte und den Verfasser zu eforschen trachtete, das sei nur nebenher erwähnt. Genug — die Schrift: „Auch ein Programm aus den 99 Tagen“ war und ist noch da, und den Verfasser — kennt Niemand. Viele zwar wollen ihn kennen und sie machen aus ihrer vermeintlichen Kenntniß kein Hehl; sie nennen den Herzog von Koburg-Gotha als den Verfasser. Ein Widerruf dieser Mittheilung ist bisher nicht erfolgt. Nun hat jüngst die „Oberschl. Grenz Ztg.“ die Schrift: „Auch ein Programm ꝛc.“ eine „Schmähschrift“ genannt, und ist daraufhin wegen Beleidigung des Herzogs von Koburg-Gotha vom Staatsanwalt angeklagt worden. Das Gleiche ist geschehen mit dem Rechtsanwalt Dr. Hermening in Jena, der eine Gegenschrift gegen die oben genannte unter dem Titel: „Wer da?“ herausgegeben hat, in welcher die Autorschaft jener ohne Umschweife dem Herzog von Koburg-Gotha zugeschrieben wird. Der Herr Verfasser dieser „Wer da?“-Schrift ist, wie gesagt, vor das Gericht geladen, um sich wegen Beleidigung des Herzogs von Koburg-Gotha zu verantworten. Es muß sich nun herausstellen, ob der genannte Fürst wirklich der Verfasser der Schrift: „Auch ein Programm aus den 99 Tagen“ ist; denn nach § 99 des Strafgesetzbuchs tritt eine Verfolgung gegenüber Bundesfürsten nur mit Ermächtigung des Beleidigten ein, wenn nicht der Kaiser und nicht der Landesherr des Beleidigers ist. Diese Historie ist darum interessant, weil es bekannt ist, daß der Herzog von Koburg-Gotha in den Jahren 1862–66 auf Seiten der preußischen Opposition stand, und aus dessen Geheimkabinet die Briefe an Franz Duncker gekommen sind, und welchen jüngst „Volks-Ztg.“ Bruchstücke veröffentlichte, die Briefe ganz abzudrucken aus Rücksicht auf das Preßgesetz aber nicht wagte.

Aus Dresden, 15. Juni, wird dem „Berl. Volksblatt“ geschrieben: „Der Landtag beschloß in geheimer Sitzung, anläßlich des 800 Jubiläums der Herrschaft der Wettiner über Sachsen dem König 3 Mill. Mark aus Landesmitteln für den Umbau des Dresdener und Moritzburger Schlosses zur Verfügung zu stellen. Im Namen der sozialdemokratischen Abgeordneten erklärte sich Abg. Siebel gegen die Bewilligung dieses Gelbes, das mit allen gegen die Stimmen der sozialdemokratischen Abgeordneten bewilligt wurde.

Auf der Tagesordnung der gestrigen Sitzung stand zur Verhandlung eine Nothstandsvorlage. Die Regierung beantragte die Bewilligung von Geldern zur Unterstützung der durch verschiedene Wolkenbrüche schwer geschädigten Bewohner einzelner Landestheile. Die Vorlage fand allseitige Billigung, dagegen rief der sozialdemokratische Antrag, der Regierung die Ermächtigung zu ertheilen für den Fall, daß im Laufe des Sommers weitere Nothstände im Lande in Folge der abnormen Witterungsverhältnisse eintreten, Staatshülfe zu gewähren, eine lebhafte Debatte hervor.

Der Minister des Innern erklärte sich sachlich mit dem Inhalt des Antrages einverstanden, lehnte aber in der Form eine Art „Provozirung der Vorsehung“ und dergleichen ab. Von den Antragstellern sprachen die Abgg. Stelle und Bebel, die nur noch von dem Abg. Kirbach unterstützt wurden. Die übrigen Redner erklärten sich aus formalen Gründen gegen den Antrag, dessen Tendenz sie durchaus billigten. Schließlich wurde derselbe gegen 12 Stimmen abgelehnt. Der Fehler bei dem Antrag war, daß ihn die sozialdemokratischen Abgeordneten stellten; wäre er von anderer Seite gekommen, er hätte ohne Widerspruch Annahme gefunden. Die Majorität unserer Volksvertreter hegt eben eine heillose Furcht, Dinge gut zu heißen, welche die Sozialdemokratie anregt. Mögen die Vorschläge noch so gut und vernünftig sein, sie finden Widerspruch und Ablehnung, sobald sie von jener Seite kommen. Vor zwei Jahren bedauerte einer der Führer der Rechten öffentlich in der Kammer, daß ein von ihm gestellter Antrag mit Hülfe der sozialdemokratischen Stimmen die Mehrheit erlangte. Der arme Mann war darüber ganz außer sich und vertheidigte sich allen Ernstes gegen den Gedanken, daß sein Antrag eine sozialdemokratische Tendenz habe. Die Heiterkeit, die darüber auf der Bank der Sozialdemokraten herrschte, kann man sich vorstellen. Es geht nichts über die Unschuld vom Lande, auch wenn sie als Abgeordneter in eine Volksvertretung eintritt, und solcher unschuldsvollen Engel giebt es im sächsischen Landtag eine erkleckliche Zahl.“

Zur Lage der Bahnarbeiter erhält das „Sächs. Wochenbl.“ von einem Angestellten folgende Zuschrift: „Wie der Staat, resp. die Kgl. Sächs. Staats-Eisenbahndirektion die Arbeiter bezahlt, möge man aus Nachstehendem ersehen. Es giebt zwei Klassen Arbeiter, angestellte, welche man binnen 4 Wochen zum Teufel jagen kann, und nicht angestellte, welche nach der neuen Arbeiterordnung binnen 14 Tagen, unter Umständen auch sofort entlassen werden können. Am günstigsten stehen verhältnißmäßig Schaffner I. Klasse, welche 25 Jahre lang ihren gefährlichen Posten treu und ehrlich versorgt haben und einen Gehalt von jetzt ℳ 1200 beziehen, bei einer täglichen Dienstdauer von mindestens 12–20 Stunden. Ein Bremser I. Klasse verdient bei derselben Dienstdauer täglich ℳ 2,20, II. Klasse ℳ 2, III. Klasse ℳ 1,80. Ein Feuermann wird angestellt mit ℳ 68 pro Monat, dessen Dienst dauert täglich nicht unter 14 und nicht über 23 Stunden. Ein Hülfsfeuermann verdient täglich ℳ 2–2,30, das ergiebt pro 14 Tage inkl. Sonntage ℳ 28–30 bei einer Arbeitszeit von mindestens 190 Stunden; davon gehen noch ab die Beiträge für die Krankenkasse und die Pensionsgelder. Hierzu kommt allerdings noch eine Ersparnißprämie, welche bei den Feuerleuten im Durchschnitt pro Vierteljahr ℳ 50, beim Führer das doppelte beträgt; ferner Kilometergeld, welches pro Monat im Durchschnitt ℳ 14, beim Führer dagegen den dreifachen Betrag erreicht. Bei dem übrigen Zugspersonal beträgt dasselbe pro Stunde 5 ₰, beim Oberschaffner 15 ₰. Das Rangirpersonal verdient bei einer Dienstdauer von täglich 12–18 Stunden ℳ 1,70–2, ebensoviel verdienen auch die Streckenarbeiter und Hülfsbahnwärter. Aus Vorstehendem wird man wiederum ersehen, daß es auch hier einer gründlichen Reform bedarf, um so dringender, wenn man berücksichtigt, daß von den gezahlten Löhnen doppelte Wirthschaft geführt werden muß. Indem ist der Unterhalt außerhalb der Familie während der Fahrten immer weit kostspieliger; ferner erfordern die langen und anstrengenden täglichen Dienststunden eine reichlichere Ernährung des Körpers, als es bei den Herren, die nicht zu arbeiten brauchen, der Fall ist. Ganz abgesehen davon, jetzt jeder Bahnarbeiter täglich sein Leben aufs Spiel. Die offiziösen, wie die Kartellblätter schrieben immer von den ungeheuren Summen, welche seitens der Verwaltung exlpart werden sind, aber daß jene Summen auf Kosten der Arbeiter, welche kaum satt trocken Brot haben, gut gemacht werden, sagt man nicht. Auch hier bewährt sich das alte Sprichwort: „Das Pferd, das den Hafer verdient, bekommt ihn nicht!“ Mit vollem Recht haben sich auch die Bahnarbeiter aller Klassen der Rede unseres Bebel anzuschließen, welcher zutreffend aussprach, daß die Unzufriedenheit nicht nur in den niedern, sondern auch in den höhern Schichten herrscht. — Jeder wird sich ein noch besseres Bild von den „glänzenden“ Verhältnissen eines Eisenbahners machen können, wenn er die angeführten Löhne mit den heutigen, kaum erschwinglichen Wohnungs- und Nahrungsmittelpreisen vergleicht. Aber auch das reisende Publikum muß in Besorgniß leben, wenn es erfährt, daß es meist Leuten anvertraut ist, welche schon 20 Stunden Dienst gethan haben und daher vollständig abgespannt sind, zumal dieselben vorher größtentheils kaum 5 bis 6 Stunden geschlafen haben. Man kann nicht verlangen, daß diese überanstrengten Arbeiter bei etwaiger Gefahr so energisch handeln können, wie es die Umstände erfordern. Ich brauche wohl nicht erst zu versichern, daß unter solchen Umständen jeder seinen Dienst nur mit Widerwillen und Unlust thut. Zum Schluß sei noch bemerkt, daß Jeder für etwaige Defekte an den von ihm gesührenen Fahrzeugen oder von ihm gebrauchten Inventarien aufkommen muß. Fährt z. B. ein Wagenrücker zu scharf an einen anderen Wagen, — ganz gleich, ob eine Bremse vorhanden war oder nicht, ob die Bremse gut war oder schlecht — daß die Buffer wegspringen, so bezahlt derselbe ℳ 1 Strafe und das bei einem täglichen Verdienst von ℳ 1,70. — Vielleicht trägt das Gesichtbeste dazu bei, daß man „höheren Orts“ die Lage der Eisenbahnarbeiter einer eingehenden Prüfung und Verbesserung unterzieht. Zeit wäre es wahrlich. Bisher blieben alle zu diesem Zwecke gesprochenen Worte wirkungslos. Die Ausführungen der sozialistischen Abgeordneten im sächsischen Landtage verlachte man zum Theil als Uebertreibungen, im Uebrigen ignorirte man sie.“

Die Eisengießereien und Maschinenfabriken in Deutschland floriren. Wir entnehmen der vom „Verein deutscher Eisen- und Stahlindustrieller“ veröffentlichten Preisstatistik folgende Angaben:

Es kostete:

Puddeleisen (Rheinland-Westfalen, weißstrahlig):
im Jahre 1886 ..... ℳ 41
„ „ 1889 ..... „ 52

Gießereieisen (Rheinland-Westfalen, Nr. 1):
im Jahre 1886 ..... ℳ 55
„ „ 1889 ..... „ 61

Man beachte ferner die Preisbewegungen bei folgenden Erzeugnissen:

Ordinärer Bauguß, Säulen u. s. w. (Schlesien):
im Jahre 1886 ..... ℳ 120
„ „ 1889 ..... „ 130

Dasselbe (Nassau):
im Jahre 1886 ..... ℳ 130
„ „ 1889 ..... „ 138

Leichter Maschinenguß (Mitteldeutschland):
im Jahre 1886 ..... ℳ 170
„ „ 1889 ..... „ 175

Lokomotiven:
im Jahre 1886 ..... ℳ 852
„ „ 1889 ..... „ 868

Eine Vergleichung dieser Preisentwicklung mit den Löhnen der in der Metallbranche beschäftigten Arbeiter wäre gewiß recht interessant.

Ein Beispiel hoher Verwaltungskosten einer Berufsgenossenschaft für Unfallversicherung bietet auch in diesem Jahre wiederum die deutsche Buchdrucker-Berufsgenossenschaft. Nach dem vom Vorstand der Genossenschaft, Tr. Oskar von Hale, Vorsitzender, und Dr Paul Schmidt, Geschäftsführer, versandten Zirkular betragen die laufenden Verwaltungskosten im Jahre 1888 nicht weniger als ℳ 31 180,92, während an Unfallentschädigungen nur zu erstatten waren ℳ 29 830,62. Zu den laufenden Verwaltungskosten aber kommt noch ein Betrag von ℳ 39 128,17 aus einmaligen Kosten für Besichtigung der Gewerbebetriebe. In diese Beträge sind aber nicht einmal die besonderen Verwaltungskosten der Sektionen einbegriffen. Die Sektion Brandenburg beispielsweise hatte noch dazu an laufenden Verwaltungskosten ℳ 3137,46 aufzubringen.

Krankenversicherung in Berlin. Aus der jetzt veröffentlichten amtlichen Statistik für das Jahr 1888/89 ergiebt sich, daß die Ortskrankenkassen, die Betriebsfabrikkrankenkassen, die Innungskrankenkassen und die Gemeindekrankenversicherung in Berlin zusammen 273 856 Mitglieder umfassen, wovon 246 448 auf die Ortskrankenkassen, 19 726 auf die Betriebskrankenkassen, 7641 auf die Innungskrankenkassen und nur 41 auf die Gemeindekrankenversicherung entfallen. Die Gesammteinnahmen der Versicherungsverbände betiefen sich auf ℳ 5 058 243, die Ausgaben auf ℳ 4 397 195. Das Gesammtvermögen inklusive Reservefonds betrug am Jahresschlusse ℳ 2 999 144. Von den Ausgaben entfällt: auf Krankengeld ℳ 2 757 432, auf Sterbegeld ℳ 790 553, auf ärztliche Behandlung ℳ 309 343, auf Arznei und Heilmittel ℳ 670 543, auf Krankenhauspflege ℳ 725 624 und auf Verwaltungskosten ℳ 382 319. Die Verwaltungskosten sind am größten bei den Innungskrankenkassen, indem sie hier ℳ 12 930 von ℳ 84 665 Gesammtausgaben in Anspruch nahmen. Die Kassenverbände hatten insgesammt 72 571 Krankheitsfälle im Laufe des Jahres aufzuweisen, das ist 26,5 pZt. der Mitgliederzahl. Die Krankheitstage beiteten sich auf 1 989 045 mit einer durchschnittlichen Dauer des Krankheitsfalles von 27,4 Tagen.

An den deutschen Küsten sind im verflossenen Jahre 43 Schiffe verunglückt. Von den 281 Personen, welche sich auf diesen Schiffen befanden, sind 254 gerettet worden, 24 ertranken, und über 3 ist nichts Bestimmtes zu ermitteln.

Wien, 17. Juni. Auf dem gestrigen jungtschechischen Parteitage griff Gregr die reaktionären Bestrebungen des Heudalabels an und trat für die Erfolge der Neuschule ein. Er hob mit Genugthuung die Erfolge der Sokolisten in Paris hervor, die bedeutender seien als alle bisherigen Erfolge der altschechischen Politik. Gregr legte das Programm der Jungtschechen dar; er verlangte die Erfüllung der in der Thronrede gemachten Versprechungen, sowie die Einführung des allgemeinen Stimmrechts.

Tahiti.

Roman aus der Südsee.
Von Friedrich Gerstäcker.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Ah, dann bitte ich tausendmal um Vergebung,“ sagte der Kaufmann, sich verlegen, aber auch jedenfalls pikirt über die etwas kurze Abfertigung, zurückziehend, während Renó, ohne sich weiter um Herrn Brouard zu kümmern, Sabies Hand ergriff und sie mit herzlichen Worten dem Jugendfreund als sein liebes, braves Weib, als seine Sabie jetzt vorstellte.

„Auch Beiden erzähl' ich nachher von einander,“ setzte er dann lachend hinzu, „und nun, Sabie, darfst Du es mir nicht machen wie Brouard — nicht wahr, ich bekomme seinen Korb, wenn ich Dich jetzt um den Walzer bitte?“

„Aber, Renó,“ sagte, sich leise zu ihm biegend und hoch erröthend die junge Frau, „was wird Mr. Nelson, was Mr. Dennis sagen, wenn sie erfahren, daß ich hier getanzt. Ich thue doch wohl nicht recht damit und möchte Dir aber auch noch viel weniger wehe thun mit einer Weigerung.“

„Thorheit, Sabie, haben wir nicht zusammen die Tänze meines Vaterlandes vor Mr. Osbornes Augen auf Atiu getanzt?“ fragte Renó, mit einem leisen Vorwurf in dem Klang der Stimme.

„Auf Atiu,“ wiederholte Sabie leise und das Wort rief liebe, liebe Bilder wach in ihrer Seele — „auf Atiu!“

„Der alte Mann hatte seine Freude daran, wenn wir fröhlich waren.“

„Aber Mr. Dennis!“ sagte Sabie schüchtern.

Renó zog die Brauen zusammen und sah einen Augenblick finster vor sich nieder; aber Sabie legte ihre Hand auf seinen Arm und schaute ihm mit ihrem liebenden herzlichen Blick in's Auge. Er sah auf zu ihr, sah das halbe Lächeln in ihren Zügen, und rasch seinen Arm um sie schlingend, flog er mit ihr den heute oft und gern geübten Tanz dahin in den Reihen der fröhlichen schwingenden Paare.

Sabie tanzte mit unendlicher Grazie und Leichtigkeit, aber ihr Herz war nicht bei dem Fest; in ihrer Brust wogte und stach es mit vorwurfsvoller Stimme und quälte das arme, unschuldsvolle Herz mit trüben, ängstlichen Bildern. „Du sündigst jetzt,“ sagte sie sich leise und immer und immer wieder vor, und des ehrwürdigen Bruder Dennis Stimme klang dabei fortwährend in ihrem Ohr. Wie schwindelnd, lehnte sie sich endlich an Renós Schulter und bat ihn, sie zu einem Stuhl zu führen.

„Du kannst das rasche Drehen noch nicht vertragen,“ lachte der junge Mann, sie dorthin geleitend, wo Bertrand mit untergeschlagenen Armen stand und bis jetzt seinen Blick von dem Paar verwandt hatte — „nur erst ein paar Tänze aber Dich munter im Kreis gedreht, und der Schwindel verliert sich schon von selber. Es ist eine Art Seekrankheit, die wohl die meisten Menschen überstehen müssen.“

„Ah, Monsieur Delavigne — hierher, wenn ich bitten darf, für einen Moment nur,“ rief in diesem Augenblick die fröhliche Stimme der Mad. Belard, die ihm freundlich und dringend winkte, zu ihr hinzukommen. Sabie deshalb dem Freunde übergebend, folgte er dem Ruf.

„Monsieur,“ rief ihm aber die lebendige kleine Frau schon von Weitem entgegen, „ich habe Ihnen eine sehr angenehme Nachricht mitzutheilen. Dort drüben ist eine junge Dame, die den Augenblick nicht erwarten kann, Ihre Bekanntschaft zu machen. Sie hat sich schon nach allen Ihren Verhältnissen auf das Genaueste und Peinlichste erkundigt; wahren Sie Ihr Herz!“

„Sie sind zu gütig, Madame,“ lachte Renó.

„Spotten Sie nicht vor der Zeit,“ warnte Madame Belard — „Sie bekommen es mit keinem gewöhnlichen Mädchen zu thun, und werden einem Paar Augen Stand halten müssen, denen schon stärkere Herzen erlegen sind, als wohl ein junger, leichtsinniger Franzose in seiner Brust herumträgt.“

„Und die Dame?“

„Warten Sie, dort drüben spricht sie noch mit Madame Choupin, der Stiefmutter von Brouards Frau. Der möchte ich nicht in die Hände laufen.“

„Die junge Dame dort?“ rief Renó rasch; „ah, ich habe sie schon vorher bemerkt; sie kommt von Papara, wenn ich nicht irre.“

„Das Alles wird sie Ihnen gleich selber mittheilen, Monsieur; aber aufrichtig gesagt,“ setzte sie schelmisch hinzu, „bin ich selber neugierig, welch' Interesse sie in so auffallender Weise an Ihnen nehmen kann. Sie müssen ihr doch fremd sein.“

„Sympathie,“ lachte Renó; „lieb ist mir's aber dabei, daß grade ein so reizendes Wesen sich für mich interessirt.“

„Sie müßte denn im Auftrage von Madame Choupin —“ sagte Madame Belard, Renós Arm ergreifend und mit einer komischen Mischung von Besorgniß und Schadenfreude zu ihm aufschauend.

„Um der heiligen Jungfrau willen, Madame,“ sagte aber Renó rasch und mit komischer Angst, „schon der Gedanke ist grausam — oder — gönnen Sie mir mein Glück nicht?“

„Gönnen? Was wollen Sie damit sagen, Monsieur, — oder woher wissen Sie überhaupt, daß Ihnen ein Glück bevorsteht? Eitles Männervolk; Ihr Herren werdet aber hier auf den Inseln viel zu sehr verwöhnt, und hätte ich früher gewußt, was ich jetzt weiß, sie im Leben würde ich meine Einwilligung zu einem Umzug nach Tahiti gegeben haben. Doch, wie ich sehe, können wir jetzt hinan — kommen Sie;“ und seine Hand ergreifend, führte sie ihn der Stelle zu, wo die junge Fremde mit Madame Bernard anscheinend in tiefem Gespräch stand, behielt aber kaum Zeit für die ersten Worte: „Monsieur Delavigne, Mademoiselle Sufanne Louis,“ als die Instrumente auf's Neue begannen und sich die Paare zur Francaise aufstellten.

„Desto besser, unter dem Tanz werden Sie noch schneller mit einander bekannt,“ rief die kleine muntere Frau, von dem Paar zurücktretend; „dort aber kommt auch mein Tänzer, Monsieur le capitaine, und ich muß Sie für jetzt Ihrem Schicksal überlassen.“ Delavigne konnte ebenfalls nichts Anderes thun, als der schönen Fremden den Arm bieten, den sie auch mit einer freundlichen Verneigung und einem eigenen schelmischen Lächeln dabei annahm.

„Madame Belard hatte mich durch einige freundliche, aber jedenfalls nur in Neckerei und Spott hingeworfene Worte ermuthigt, zu glauben, daß Sie, mein Fräulein, wünschten, mich kennen zu lernen,“ sagte Renó, jetzt leise; „da ich aber gar nicht weiß, womit ich solch ein Glück verdient hätte —“

„Sie wissen noch nicht, ob das ein Glück für Sie werden wird, Monsieur,“ lachte die Schöne schelmisch, und Renó sah wirklich überrascht zu ihr auf, denn die nämlichen Worte hatte Madame Belard kurz vor ihr gebraucht. Und konnten die beiden Damen mit einander im Einverständniß sein? — Aber weshalb?

„Es ist jedenfalls schon ein Glück, in diese schönen Augen schauen zu dürfen,“ sagte er jedoch, sich rasch sammelnd — „und Böses kann da wahrlich nicht geschehen.“

„Haben Sie ein gutes Gewissen?“

Renó lachte — „Ja und nein; nicht schwerer zu tragen, wie wir Sterblichen überhaupt, und auch nicht leicht genug, um zu befürchten, daß mir das Herz über Nacht davonflöge.“

„Sie sind ein weggelaufener Matrose,“ fuhr die junge Dame fort und sah neckisch zu ihm auf. Renó erröthete; da aber seine Geschichte auf Tahiti gar kein Geheimniß war, sagte er ruhig:

„Hat man schon versucht, mich Ihnen von der schlimmsten Seite vorzuführen?“

„Sie mögen selber urtheilen. Uebrigens bin ich bei der Sache näher interessirt, als Sie vielleicht glauben — Sie sind mein Gefangener.“

„Auf Gnade oder Ungnade,“ lachte Renó, gern in den leichten Ton des wirklich wunderschönen Mädchens eingehend, dessen Reize erst jetzt, wie es schien, nach und nach seinem Auge sichtbar wurden. „Aber tausend solche Gefangene haben Sie wohl schon gemacht, und werden uns deshalb auch wohl auf unser Ehrenwort entlassen müssen, Ihrem Triumphwagen scheinbar frei zu folgen.“

„Auf Ehrenwort? — Geben Sie kein leichtsinniges Versprechen, ehe Sie wissen, wem?“

„Wem?“ sagte Renó erstaunt, aber ihr Gespräch wurde hier durch den Tanz unterbrochen, der die Paare vorrief und trennte, und es bot sich von jetzt an keine Gelegenheit wieder, auch nur ein Wort zu wechseln, bis die Francaise beendet war. Renó nahm jetzt seiner Tänzerin Arm, und sie den Saal niederrührend, sagte er fragend:

„Und nun, mein Fräulein, lösen Sie mir das Räthsel — Sie tragen eine Maske, legen die Hand daran, sie zu lüften, und ziehen sie neckisch wieder zurück. Ihr Spiegel sagt Ihnen schon, daß der Allmächtige Ihnen einen gewaltigen Rauber in's Auge gelegt; mich brauchen Sie die Macht nicht, die Ihnen alle gegeben — Sie bedürfen dessen nicht.“

„Ein Waifischfänger ist doch wahrlich nicht der Ort, Schmeicheleien zu lernen,“ lächelte die Schöne, „und dennoch scheint es fast, als ob Sie selbst dort einen wesentlichen Theil Ihrer Zeit dazu benutzt hätten, nicht außer Uebung zu kommen. Oder haben Sie das Alles schon wieder hier auf den Inseln profitirt? — Doch es wird Zeit, daß wir unsere beiderseitigen Stellungen einnehmen. Also nochmals, Sie sind mein Gefangener, Renó Delavigne!“

„Von Herzen gern.“

„Halt — nicht für mich etwa, Monsieur, sondern für meinen Vater, Jonathan Lewis, Kapitän des dreimastigen Waifischfängers the Delaware, gut gekupfertes Schiff erster Klasse A und bereit —“

„Miß Lewis? — Aber wie ist das möglich?“ unterbrach sie Renó in vollem unbegrenzten Erstaunen.

„Herzen,“ fuhr aber das schöne, muthwillige Mädchen ernsthaft fort, „wahrscheinlich und mit Gottes Hülfe schon zu Hause, in Bedford, von seinem Kreuzzug heimgekehrt.“

„Aber Sie, eine Französin, des alten durch und durch Yankee Kapitäns Tochter?“ rief Renó, immer noch ungläubig.

„Weigern Sie sich, mir zu gehorchen, weil mir der schriftliche Verhaftsbefehl gebricht?“

„Sie sind grausam, Miß.“

„Nun denn, so will ich Ihnen mit zwei Worten das scheinbar unerklärliche Räthsel lösen. Erstlich bin ich keine Französin, sondern in New York-Staat in Nordamerika geboren. Früh aber meiner Mutter durch den Tod beraubt, schickte mich der Vater — wie Sie mir bezeugen werden, ein etwas rauher Seemann — nach Louisiana hinunter, wo seine Schwester an einen französischen Pflanzer verheirathet war. Meine Gesundheit litt aber dort, der rauhe Nord meiner Heimath, zu dem ich zurückkehrte, verschlimmerte das Uebel, die Aerzte verlangten eine Luftveränderung,